

Miniaturen der Moderne – Die kleine Form

Literatur und Kultur der Weimarer Republik

4. Vorlesung

Prof. Dr. Walter Delabar

Texte

WASCHZETTEL FÜR FRANZ HESSEL

Das erste Feuilleton heißt »Der Verdächtige«. So empfand sich Franz Hessel, weil er langsam durch Berlin ging, »rundherum und mittendurch«, ohne festes Ziel, einsam und die Menschen und Häuser beobachtend. Das war vor über fünfzig Jahren. Damals schrieb er ein Buch mit Berliner Feuilletons, fuhr dazu wie ein Ortsfremder eine Stadtrundfahrt mit, betrat Markthalle, Ballhaus und Friedhof, wußte: »Nur was uns anschaute, sehen wir.« Seine Gebilde nannte er »schicht-terne Versuche« und sein Buch einfach »Spazieren in Berlin«. Es erschien 1929.

Hessel war lange vergessen. So vergessen wie eben nur einer, der leise durch die Stadt ging, sich durch Stehenbleiben verdächtig machte und nie für laute Zwecke benutzbar ist.

Franz Hessel lebte in Berlin und Paris. Aber 1935 beharrte er – der jüdische Autor, der nicht mehr schreiben durfte und wohl auch nicht mehr wollte – darauf, in Berlin zu bleiben. Er ging erst 1938 und starb in Frankreich, in der Emigration. Alfred Polgar schrieb ihm 1941 den Nachruf: »Er war eine reine Seele, ohne Tropfen Bosheit, und schrieb reines Deutsch, in dem die rechten Worte am rechten Fleck stehen.« Kurt Tucholsky, der distanzierte Freund (und Bewunderer) seines »wundervoll sauberen Stils«, notierte einmal über ihn: »Es ist eine Art Manneschwäche in diesem Mann, etwas fast Weibliches (nicht: Weibisches) – ... Stellen, die fast von einer Frau geschrieben sein könnten – es ist etwas Lebensuntüchtiges...«

Aber Hessel, so einzelgängerisch er sich verhielt, seiner Eindrücke wegen verhalten mußte, war nicht weltfremd. Er spazierte als Mann des Westens durch den Norden und den Osten der Stadt. Er schilderte das Innenleben der Fabriken. Er ging zur Mai-Demonstration im Lustgarten... »Alleinich finde nicht den Mut noch Vorwand, mich einzudrängen, man sieht mir meine Unbefähigkeit deutlich an.«

Das war nicht Koketterie, wie ihm Tucholsky vorwarf, dahinter stand Selbstzweifel; so, wenn er bei anderer Gelegenheit, anläßlich einer sozialistischen Demonstration, fragte: »Dürfen wir urteilen über Menschen, die eine Sache, eine Fahne haben? Ist unsere Unbefähigkeit, die vor einem Dutzend Jahren noch Recht und Freiheit war, jetzt nicht Schuld und Leere?« (»Ja, Franz Hessel«, antwortete Tucholsky in der *Wahrbühne*, » – das ist sie. Schuld und Leere.«)

Wie auch immer. Zum Schluß ein Satz Hessels, der in Berlin seine Wahrheit behalten hat: »Hierzulande muß man müssen, sonst darf man nicht. Hier geht man nicht wo, sondern wohin. Es ist nicht leicht für unsereinen.«

Heinz Knoblo

ISBN 3-921810-39-9

Franz Hessel

Ein Flaneur in Berlin

Mit Fotografien von

Friedrich Seidenstücker,

Walter Benjamins Skizze

»Die Wiederkehr des Flaneurs«

und einem »Waschzettel«

von Heinz Knobloch

Anne Berninger

6/30/1988

(Spanner 1988)

Verlegt bei Das Arsenal

John Kelly

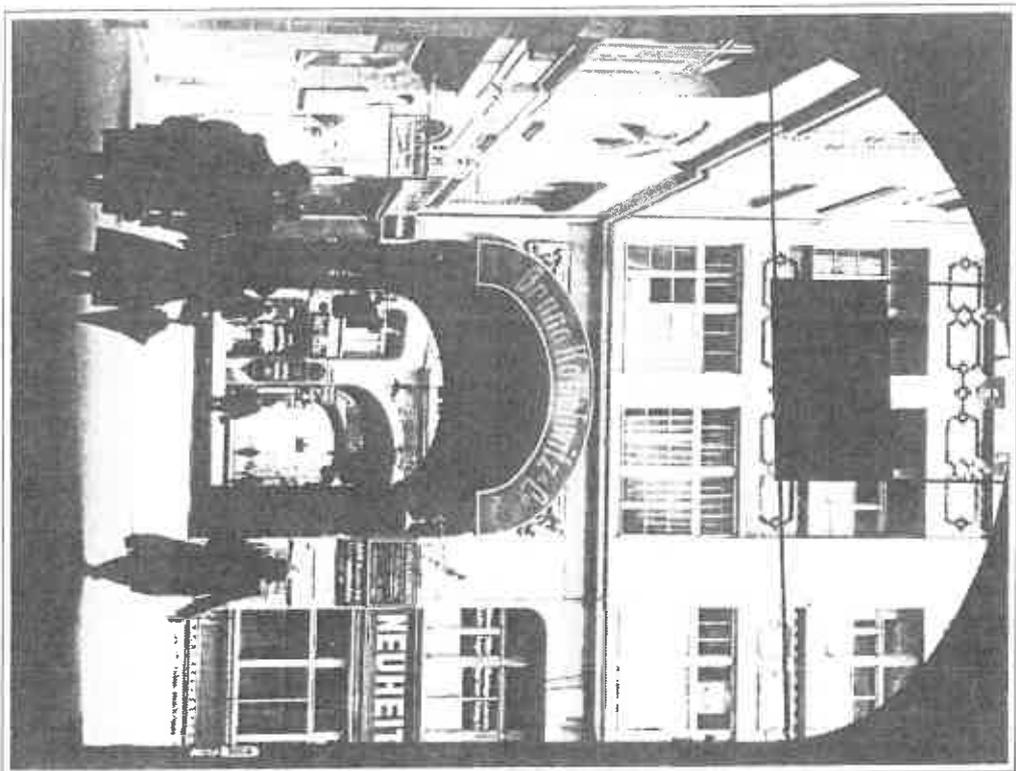
DER VERDÄCHTIGE

Langsam durch belebte Straßen zu gehen, ist ein besonderes Vergnügen. Man wird überspielt von der Eile der anderen, es ist ein Bad in der Brandung. Aber meine lieben Berliner Mitbürger machen einem das nicht leicht, wenn man ihnen auch noch so geschickt ausbiegt. Ich bekomme immer mißtrauische Blicke ab, wenn ich versuche, zwischen den Geschäftigen zu flanieren. Ich glaube, man hält mich für einen Taschendieb.

Die hurtigen, straffen Großstadtmädchen mit den unersättlich offenen Mündern werden ungehalten, wenn meine Blicke sich des längeren auf ihren segelnden Schultern und schwebenden Wangen niederlassen. Nicht als ob sie überhaupt etwas dagegen hätten, angesehen zu werden. Aber dieser Zeitpuppenblick des harmlosen Zusehners nerviert sie. Sie merken, daß bei mir nichts »dahinter« steckt.

Nein, es steckt nichts dahinter. Ich möchte beim Ersten Blick verweilen. Ich möchte den Ersten Blick auf die Stadt, in der ich lebe, gewinnen oder wiederfinden...

In stilleren Viertadtegenden falle ich übrigens nicht minder unangenehm auf. Da ist gegen Norden ein Platz mit Holzgerüst, ein Marktgerippe und dicht dabei die Produktenhandlung der Witwe Kohlmann, die auch Lurapen hat; und über Altpapierbündeln, Bettstellen und Fellen hat sie an der Latenveranda ihrer Handlung Geraniumtöpfe, Geranium, pochen-des Rot in trüg grauer Welt, in das ich lange hineinschauen muß. Die Witwe wirft mir böse Blicke zu. Zu schimpfen getraut sie sich nicht, sie hält mich vielleicht für einen Geheimen, am Ende sind ihre Papiere nicht in Ordnung. Und ich meine es doch gut mit ihr, gern würde ich sie über ihr Geschäft und ihre Lebensansichten befragen. Nun sieht sie mich endlich weggehen und gegenüber, wo die Querstraße ansteigt, in die



Alexanderstraße 1, Passage zur Kurzen Straße. Um 1929

Kniekehlen der Kinder schauen, die gegen die Mauer Prallball spielen. Langbeinige Mädchen, entzückend anzusehen. Sie schlenkern den Ball abwechselnd mit Hand, Kopf und Brust zurück und drehen sich dabei, und die Kniekehle scheint Mitte und Ausgangspunkt ihrer Bewegungen. Ich fühle, wie hinter mir die Produktivwitwe ihren Hals reckt. Wird sie den Schnupf darauf aufmerksam machen, was ich für einer bin? Verdächtige Rolle des Zuschauers!

Wenn es dämmert, lehnen alte und junge Frauen auf Kissen gesitzt in den Fenstern. Mir geschieht mit ihnen, was die Psychologen mit Worten wie Einfühlung erledigen. Aber sie werden mir nicht erlauben, neben und mit ihnen zu warten auf das, was nicht kommt, nur zu warten ohne Objekt.

Straßenhändler, die etwas ausschreiend feilhalten, haben nichts dagegen, daß man sich zu ihnen stellt; ich stünde aber lieber neben der Frau, die soviel Haar aus dem vorigen Jahrhundert auf dem Kopf hat, langsam ihre Stickerien auf blaues Papier breitet und stumm Käufern entgegen sieht. Und der bin ich nicht recht, sie kann kaum annehmen, daß ich von ihrer Ware kaufen werde.

Manchmal möchte ich in die Höfe gehen. Im älteren Berlin wird das Leben nach den Hinter- und Gartenhäusern zu dichter, inniger und macht die Höfe reich, die armen Höfe mit dem bißchen Grün in einer Ecke, den Stangen zum Ausklopfen, den Müllweimern und den Brunnen, die stehengeblieben sind aus Zeiten vor der Wasserleitung. Vormittags geht mir das allenfalls, wenn Sängler und Geiger sich produzieren oder der Leierkastenmann, der obendrein auf einem freien Fingerpaar Naturpfeife zum besten gibt, oder der Erstantliche, der vorn Trommel und hinten Pauke spielt (er hat einen Haken am rechten Knöchel, von dem eine Schnur zu der Pauke auf seinem Rücken und dem aufsitzen den Schellenpaar verläuft; und wenn er stampft, prallt ein Schlegel an

die Pauke, und die Schellen schlagen zusammen). Da kann ich mich neben die alte Portierfrau stellen — es ist wohl eher die Mutter der Pfortenleute, so alt sieht sie aus, so gewohnheitsmäßig sitzt sie hier auf ihrem Feldstuhlchen. Sie nimmt keinen Anstoß an meiner Gegenwart, und ich darf hinaufsehen in die Hoffenster, an die sich Schreibmaschinenfräulein und Nähabende der Büro- und Betriebe zu diesem Konzert drängen. Selig benommen pausieren sie, bis irgend ein lästiger Chef kommt und sie wieder zurückschlüpfen müssen an ihre Arbeit. Die Fenster sind alle kahl. Nur an einem im vorletzten Stockwerk sind Gardinen, da hängt ein Vogelbauer, und wenn die Geige von Herzen schluchzt und der Leierkasten dröhnend jammert, fängt ein Kanarienvogel zu schlagen an als einzige Stimme der stummen schauenden Fensterreihen. Das ist schön. Aber ich möchte doch auch mein Teil an dem Abend dieser Höfe haben, die letzten Spiele der Kinder, die immer wieder heraufgerufen werden, und Heimkommen und Wiederwegwollen der jungen Mädchen erleben; allein ich finde nicht Mut noch Vorwand, mich einzudrängen, man sieht mir meine Unbehilflichkeit zu deutlich an. Hierzulande muß man müssen, sonst darf man nicht. Hier geht man nicht wo, sondern wohin. Es ist nicht leicht für unsereinen.

Ich kann noch von Glück sagen, daß eine mildeidige Freundin mir manchmal erlaubt, sie zu begleiten, wenn sie Besorgungen zu machen hat. In die Strumpfklinik zum Beispiel, an deren Tür steht: »Gefallene Maschen werden aufgenommen.« In diesem düstern Zwischenstock huscht eine Bucklige durch ihr muffiges, wolliges Zimmer, das eine neue Glanztapete aufbellt. Ware und Nähzeug liegen auf Tischen und Etagereisen um Porzellanpantöffelchen, Biskuitamoretten und Bronze-

mädchen herum, wie Herdentiere um alte Brunnen und Ruinen lagern. Und das darf ich genau besehen und daran ein Stück Stadt- und Weltgeschichte lernen, während die Frauen sich besprechen.

Oder ich werde zu dem Flickschneider mitgenommen, der in einem Hinterhaus der Kurfürstenstraße zu ebener Erde wohnt. Da trennt ein Vorhang, der nicht ganz bis zum Boden reicht, den Arbeitsraum vom Schlafraum ab. Auf einem gefransten Tuch, das über den Vorhang hängt, ist bunt der Kaiser Friedrich als Kronprinz dargestellt. So kam er aus San Remo, sagt der Schneider, der meinem Blick gefolgt ist, und zeigt dann selber seine weiteren monarchentreuen Schätze, den letzten Wilhelm photographiert und sehr gerahmt, mit seiner Tochter auf den Knien, und das bekannte Bild des alten Kaisers mit Kindern, Enkeln und Urenkeln. Gern will er meiner Republikanerin das grüne Jackett umnähen, aber im Herzen hält er, wie er sagt, »mit den alten Herrschaften«, zunachst die Republik nur für die jungen Leute Sorge. Ich versuche nicht, ihn umzustimmen. Mit seinen Gegenständen kann es meine politische Erkenntnis nicht aufnehmen. Er ist sehr freundlich mit dem Hund meiner Freundin, der an allem herum schnuppert, neugierig und immer auf der Spur, gerade wie ich.

Mit diesem kleinen Terrier gehe ich gern spazieren. Wir sind dann beide ganz in Gedanken; auch gibt er mir Anlaß, öfter stehen zu bleiben, als es sonst einem so verdächtigen Menschen wie mir erlaubt wäre.

Neulich ist es uns aber schlimm ergangen. Ich holte ihn aus einem Hause ab, in dem wir beide fremd waren. Wir gingen eine Treppe hinunter, in die ein Fahrstuhlgehäuse mit Gitterwerk eingebaut war. Ein düsterer Eindringling war dieser Lift in dem einst gelassen breiten Treppenhaus. Und die bauschigen Wappendamen der bunten Fenster sahen irr auf das Wanderverlies, und die Kleinodien und die Attribute lockerten

sich in ihren Händen. Sicher noch es auch sehr diskrepant in diesem Ensemble verschiedener Epochen, was meinen Begleiter von Gegenwart und Sitte derart ablenkte, daß er auf der ersten Stufe der steilen Stiege, die zu Füßen des Fahrgehäuses vom Hochparterre hinunterführte, sich vergaß! So etwas, hat mir später meine Freundin versichert, konnte einem so stubbreinen Geschöpf nur in meiner Gesellschaft passieren. Das nahm ich gern hin. Härter aber traf mich der Vorwurf, den mir im Augenblick des peinlichen Ereignisses der Portier des Hauses machte, der zum Unglück gerade, als wir uns vergaßen, die Nase aus seiner Loge steckte. In richtiger Erkenntnis meiner Mitschuld wandte er sich nicht an das Hündchen, sondern an mich. Er zeigte mit grau drohendem Finger auf die Stätte der Untat und herrschte mich an: »Wat? Sie woll'n ein jehldeter Mensch sint?»

Gabriele Tergit
Atem einer anderen Welt

Berliner Reportagen

Herausgegeben und mit einem
Nachwort versehen von
Jens Brüning

Gerichtsreportagen und Feuilletons, die Gabriele Tergit ab 1920 für das »Berliner Tageblatt« schrieb, machten sie dem hauptstädtischen Publikum bekannt. Mir ihrem 1931 erschienenen Roman *Käsehai erobert den Kurfürstendamm* wurde die am 4. März 1894 in Berlin geborene Autorin berühmt. Bereits im März 1933 mußte die Tergit vor den Nazis fliehen. Seit 1938 lebte sie in London, wo sie am 25. Juli 1982 starb. Zum 100. Geburtstag von Gabriele Tergit erscheinen nun Feuilletons, Gerichtsreportagen sowie bisher unveröffentlichte Erzählungen aus der Zeit zwischen 1920 und 1950. Es sind sozialkritische, kluge, engagierte Texte über das damalige Leben in der Hauptstadt, Texte, die die Berliner Gesellschaft und ihre Lebensweise widerspiegeln, aber auch Texte, die sich mit dem Berlin der armen Leute auseinandersetzen. Bissig, satirisch und oft auch ironisch läßt die Tergit das Berlin der früheren Jahre Revue passieren und schreibt dabei ganz nebenbei eine Sozialgeschichte Berlins, die Chronik einer »anderen Welt«.

Suhrkamp

1994

Berliner Bekanntschaft

Berlin ist eine ganz merkwürdige Stadt. In Berlin kann es vorkommen, daß sich eine Dame den ganzen Abend mit einem Herrn unterhält und daß sie sich gut unterhalten. Am nächsten Tag grüßt er sie weder an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche noch Unter den Linden. Er erkennt sie nämlich nicht mehr. Eine bezaubernde Frau aus Süddeutschland hat neulich eine bezaubernde Geschichte erzählt. Sie saß bei einem Diner neben einem klugen Mann und beklagte sich über dieses Nichtmerkennen. »Aber gnädige Frau. Sie würde ich immer wiedererkennen.«

Eine Stunde darauf trifft sie den gleichen Herrn beim Kaffee, der in der Halle eingenommen wird. »Würden Sie mich bitte der Dame vorstellen«, sagte er zu seinem Begleiter. ... Aber so ist Berlin.

Ich begegne also alle fünf Jahre ein und demselben Herrn. Diesen Herrn kannte ich einmal ganz gut. Dann traf ich ihn nach Jahren wieder. Er sah ungepflegt aus und hatte alle Taschen voll Bücher, sein Mantel stand offen, weil er auch die Jackentaschen voll Bücher hatte und deshalb sein Mantel nicht zuzug. Dieser Mann ist ein Gelehrter, wie sie in der nördlichen Friedrichstraße wohnen, nahe der Staatsbibliothek, nahe den Antiquaraten, lebend von einer Archivarbeit, deren minimale Bezahlung etwa der Gehaltsstufe einer kaufmännischen Anfängerin entspricht.

»Wie nett«, sage ich, »daß wir uns einmal sehen. Wie geht es Ihnen denn?«

»Wie nett, gnädiges Fräulein, daß wir uns einmal sehen, wie geht es Ihnen denn?«

Und dann folgte die Geschichte seines Werdegangs und die Geschichte meines Werdegangs, und inzwischen waren wir um die Staatsbibliothek herumgegangen.

»Ja«, sagte er, »ich wurde mich sehr freuen, wenn wir uns einmal sehen könnten, ich wollte Ihnen schon lange Arbeiten von mir zeigen, und dann unterhalten wir uns doch immer sehr gut!«

»Ja«, sagte ich, »ich würde mich auch freuen, ich sitze auch an einer größeren Arbeit. Ich würde mich gern mit Ihnen darüber unterhalten. Rufen Sie mich doch einmal an.«

»Ja, sehr gern, ganz bestimmt. Ist doch wirklich ein Unsinn, daß man sich nie spricht. Ich rufe an. Also auf Wiedersehen.«

Wandte sich um und versank, ein Krümel des großen Brotes Ber-

Ihn, wieder unter den anderen Krümeln.

Er rief nicht an. Ich dachte auch nicht mehr daran. Niemand war mir gleichgültiger als gerade dieser Krümel. Man spricht in Berlin an der Ecke, in einer Gesellschaft, im Beruf mit dem und jenem, mit der und dieser, weggewelt, wenn man sich zufällig nicht mehr trifft, zu blödem Verkehr ausarend, wenn man sich zufällig öfter trifft. Zurückhaltende Menschen versinken hier. Bei Dreisten verkehrt eine Elite: Wer telefoniert, schwimmt rasch nach oben, wer auf Telephonieren wartet, ist bald vergessen. So ist diese Stadt, jede große Stadt.

Ich weiß nicht, wieviel Jahre vergingen, eines Tages trat ich den Krümel wieder. »Wie nett«, sagte ich, »daß ich Sie treffe. Wie geht es Ihnen denn?«

»Danke«, sagte er, »ich habe meinen Doktor gemacht, längst übrigens, und hoffe nun, daß ich bald fest angestellt werde, und wie geht es Ihnen?«

Und dann folgte die Geschichte seines Werdegangs und die Geschichte meines Werdegangs, und inzwischen waren wir die ganze Straße hinaufgegangen.

»Ja«, sagte er, »ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns einmal sehen könnten. Ich wollte Ihnen schon lange Arbeiten von mir zeigen, und dann unterhalten wir uns doch immer sehr gut.«

»Ja«, sagte ich, »ich würde mich auch freuen, ich sitze auch an einer größeren Arbeit. Ich würde mich gern mit Ihnen darüber unterhalten, rufen Sie mich doch einmal an!«

»Ja, sehr gern, ganz bestimmt. Ist doch wirklich ein Unsinn, daß man sich nie spricht. Ich rufe an. Also auf Wiedersehen.«
Wir standen vor einem Laden. Er elte davon. Ich auch. Jahre vergingen.

Gestern traf ich ihn wieder. Wir kennen uns also vierzehn Jahre. Wir haben uns im Verlauf der vierzehn Jahre nur zweimal gesehen, aber das tut nichts, es ist trotzdem eine vierzehnjährige Bekanntschaft.

»Wie nett«, sagte ich, »daß wir uns einmal sehen. Wie geht es Ihnen denn?«

»Wie nett, Frau Doktor, daß wir uns einmal sehen. Wie geht es Ihnen denn?«

Und dann folgte die Geschichte seines Werdegangs und die Geschichte meines Werdegangs, und inzwischen waren wir zur nächsten Haltestelle gegangen.

12

»Ja«, sagte er, »ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns einmal sehen könnten; ich wollte Ihnen schon lange Arbeiten von mir zeigen, und dann unterhalten wir uns doch immer sehr gut!«

»Ja«, sagte ich, »ich würde mich auch sehr freuen, ich sitze auch an einer größeren Arbeit, ich würde mich gern mit Ihnen darüber unterhalten. Rufen Sie mich doch einmal an.«

»Ja, sehr gern, ganz bestimmt, ist doch wirklich ein Unsinn, daß man sich nie spricht.«

»Tun Sie's doch mal«, sagte ich. »Ich gehe viel zu Konzerten, ich habe Freibillette, darf ich Sie einladen?«

»Ja, bitte schon.«

»Also, ich rufe an.«

Und das Wunder geschah. Er rief an. Aber ich war nicht zu Hause.

Bei diesem Versuch ließ er es bewenden.
Ich auch.
Das alles ist das, was man in Berlin unter »ein Bekannter von mir« versteht.

Eingewöhnen in Berlin

Niemand, der das Glück hat, nach dem Süden des Landes zu reisen, wird leugnen, daß es zu den schauderhaftesten Momenten des Daseins gehört, wenn man die eisernen Eisenbahnbrücken und den imitierten Albrecht-Dürer-Turm am Anhalter Bahnhof nach längerer Abwesenheit erblickt. »Da wär'n wa nul' Auto, bitte.« Bereits an der Tür empfängt dich der Fortschritt. Kein Schupo steht mehr da, der dir eine Blechmarke gibt, kannst dir alleine dein Auto aussuchen und mochtest weinen, weil du nun wieder einmal dein besseres Selbst, ein harmloses, verspieltes, etwas kindisches Selbst kennengelernt hast und weißt, daß es bereits heute abend nach dem ersten Telefongespräch mit dem Kompanion oder dem Vertreter fortfliegen wird wie bei Adamson ins Paradies und wir wieder da sind, spitzzüngig, ernsthaft und erwachsen, kurzum als vollendete Greuels durchaus nicht mehr präsentabel für die Paradiesliste.

Und nun versuchen wir uns einzugewöhnen, spielen verweist sein

13

mit Moabitern. Mit Rechtsanwältin, mit Körperverletzern, mit Konkursiers, mit Geohrteigen und Betrogenen, mit der hysterischen Dame aus dem Beleidigungsprozess von 27/2, mit Richtern und Staatsanwältern. O Neuner, Universitätsbus, T-H-Bus, Handelshochschulbus, blondes Mädchen, blasser Jungling, »meine alte Dame«. »Die Gesetze der spirituellen Kommunikation.«

Aber der Aboag ist ja keine Heimat, wütend klingelt er ab, rast er sich seinen Weg, rücksichtslos um 5 vor 9 Uhr zwingt er zum Zusparkommen, das gemeine Biest.

Arme Geschöpfe leben in der Kanstraße, haben nichts als ihre 93 und 72, solange man denken kann, die 53 kam später hinzu, aber die macht den Kohl auch nicht fett. Und Kinder wachsen auf am Kurfürstendamm, die von nichts als ihrem Eisener wissen, nicht ahnend, daß es Tiere gibt, die 23 heißen, nicht wissen, daß da treue Hunde sind, 47 benannt, die nach Britz fahren, nicht wissen, daß die einzige Möglichkeit, nach Tegel zu gelangen, die 25 ist. Was für ein lieber Gefährte! Herkommend vom tiefsten Süden, vom Teltowkanal, aus einem Gewirr von Lauben, alten Gärten, neuen Häusern, Fabriken und dem Kanal Tempelhof, wie gut, neues Land für junge Heime, für kleine Kinder, Belle-Alliance-Straße, alte Straßen, vornehmes, altes preussisches Geheimrats-Berlin, Großbeerensstraße. Mit einem Ruck im Lärm der Hotels und Bahnhöfe, im Lärm des neuen Fremden. Königgrätzer, Friedrich-Ebert-Straße, und dann ist Norden. A.F.G. Studentenengegend, Kliniken, medizinische Buchhandlungen, Theater, Kaserne, Karlstraße, Friedrichstraße, Landwirtschaftliche Hochschule, Invalidenstraße, Welt des Lernens, Welt des Forschens, Welt des Lehrens. Wedding, Fabriken, Höfe und Elend, um dort oben zu enden, am Park der Humboldts, am Tegeler Forst. Solche Bahnen gibt es, die viele Bezirke durchschneiden. Alle fünf Straßen hat diese Stadt ein anderes Gesicht. Andere Menschen im Eisner, mittags um 12 Uhr, andere 7 Uhr morgens, in der 25.

Aber niemand tut so wohl, als rasch und warm, unser aller ewige Stadtbahn. Kennst ihr sie? Eingeschnitten in Halensee, über den Savignyplatz hinweg, ewig täglich an diesem Wrack vorbei, an der toten Stadt, an den Eisengerüsten, die im Wasser verrotten, an den im Morast verkommenden Hunderttausenden, Sumpf, Moder und Tod. Bahnhof Zoo, Tiergarten, täglicher Ärger über die Ufer der Spree, an denen nur totes Gerät lagert, statt lebendige Men-

schen, Lagerschuppen statt Kais, Leichter Bahnhof, und dann mitten im Gewirr der Röhrengroßhandlung Kanze u. Fröhlich ein Pavillon aus dem 18. Jahrhundert, übriggebliebener zerlicher Liebestempel im Eisenlager am Bahnhof Friedrichstraße.

Wie man diese Dürkensstraße kennt, kurz vor dem Alexi »Hausschuhindustrie« breit über die ganze Front, »Fruchtgroßhandlung«, »Fleischereigeräte«, »Satten«, »Mülden«, »Kutter«, »Wolle«, »Wurstspitzen«, »Eisenhuth-Käse«, und fremd gewordener Alexanderplatz. Und dies hinter der Janowitzbrücke, ein altes, kleines Haus, unten Maßschneiderei, oben »Thanatos Beerdringungsanstalt«. Hinten aber am Betriebsbahnhof Rummelsburg liegt zu hohen, weißen, weichen Sandbergen aufgetürmt der Alexanderplatz. Weißer, weicher Sand, aus dem man Kuchen backen kann, wurde das, was früher die erste private Zusehneidekademie trug.

Mitten im Trommelfeuer am Chemin des Dames im Sommer 1917 stritten sich zwei junge Leute und wetteten um zehn Flaschen Sekt, eine richtige Vorkriegswette, ob die R und P durch die Hardenbergstraße fährt oder nicht. Sie dachten an ihre Heimat, und alle Liebe zu dieser Stadt konzentrierte sich auf einen Streit um die guten Tiere R und P, die sie täglich zur Technischen Hochschule führen.

Nicht der Brunnen ist unsere Heimat, nicht die Linde, nicht der Gang vors Tor, nicht der Weg um den Wall, wie auch heute noch, wenn du in Zerbst lebst, in Schweinfurt. Heimat ist unsere Bahn, Heimat ist unser Eisner, unsere Fünfundzwanzig, unsere Siebenundvierzig, treppauf und treppab springen, von der Untergrundbahn bis zum Bahnhof Friedrichstraße, 97 Stufen.

Die Hintergründe

Versteigerungen in Berlin W sind eine Sache. Feine Leute kaufen nur dort. In einem Geschäft kaufen, das von Kennern geleitet wird, das gesiebt schöne Dinge von guter Qualität enthält, das kann jeder, aber auf Versteigerungen erkennen, was billig, was teuer ist, das ist eine Aufgabe. Dazu gehört die Warenkenntnis der gesamten Einrichtungsbranche, die keiner so gut besitzt wie die Luxus-

Die
strz
ver
lieg
Buc
iron
desi
wel
sog
er €
hat
und
leug
Tbe.

Walter Benjamin
Einbahnstraße

Ein

4/26

Suhrkamp Verlag

Pl. N. 1995

S

Die
straf
ver
liegt
Bud
iron
dass

und
leug
The

Hitze herrschte im Zimmer. Goethe erhob sich und trat mit mir in den Nebenraum, wo eine lange Tafel für meine Verwandtschaft gedeckt war. Sie schien aber für weit mehr Personen berechnet, als diese zählte. Es war wohl für die Ahnen mitgedeckt. Am rechten Ende nahm ich neben Goethe Platz. Als das Mahl vorüber war, erhob er sich mühsam, und mit einer Gebärde erbat ich Verlaub, ihn zu stützen. Als ich seinen Ellenbogen berührte, begann ich vor Ergriffenheit zu weinen.

FÜR MÄNNER
Überzeugen ist unfruchtbar.

NORMALLUHR
Den Großen wiegen die vollendeten Werke leichter als jene Fragmente, an denen die Arbeit sich durch ihr Leben zieht. Denn nur der Schwächere, der Zerstreutere hat seine unvergleichliche Freude am Abschließen und fühlt damit seinem Leben sich wieder geschenkt. Dem Genius fällt jedwede Zäsur, fallen die schweren Schicksalsschläge wie der sanfte Schlaf in den

Fleiß seiner Werkstatt selber. Und deren Bannkreis zieht er im Fragment. „Genie ist Fleiß.“

KEHRE
ZURÜCK!
ALLES
VERGEBEN!

Wie einer, der am Ruck die Riesenwelle schlägt, so schlägt man selber als Junge das Glücksrad, aus dem dann früher oder später das große Los fällt. Denn einzig, was wir schon mit fünfzehn wußten oder übten, macht eines Tages unsere Attraktiva aus. Und darnum läßt sich eines nie wieder gutmachen: versäumt zu haben, seinen Eltern fortzulaufen. Aus achtundvierzig Stunden Preisgegebenheit in diesen Jahren schießt wie in einer Lauge der Kristall des Lebensglücks zusammen.

HOCHHERR-
SCHAFTLICH
MÖBLIERTE
ZEHNZIMMER-
WOHNUNG

Vom Möbelstil der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gibt die einzigzulängliche Darstellung und Analysis zugleich eine gewisse Art von Kriminalromanen, in deren dynamischen

CHINAWAREN

In diesen Tagen darf sich niemand auf das versteifen, was er „kann“. In der Improvisation liegt die Stärke. Alle entscheidenden Schlagen werden mit der linken Hand geführt werden.

Ein Tor befindet sich am Anfang eines langen Weges, der bergab zu dem Hause von... leitet, die ich allabendlich besuchte. Als sie ausgezogen war, lag die Öffnung des Torbogens von nun an wie eine Ohrmuschel vor mir, die das Gehör verloren hat.

Ein Kind, im Nachthemd, ist nicht zu bewegen, einen eintretenden Besuch zu begrüßen. Die Anwesenden, vom höheren sittlichen Standpunkt aus, reden ihm, um seine Prüderie zu bezwingen, vergeblich zu. Wenige Minuten später zeigt es sich, diesmal splitternaakt, dem Besucher. Es hatte sich inzwischen gewaschen.

Die Kraft der Landstraße ist eine andere, ob einer sie geht oder im Aeroplan darüber hinfliegt. So ist auch die Kraft eines Textes eine

16

andere, ob einer ihn liest oder abschreibt. Wer fliegt, sieht nur, wie sich die Straße durch die Landschaft schiebt, ihm rollt sie nach den gleichen Gesetzen ab wie das Terrain, das herum liegt. Nur wer die Straße geht, erfährt von ihrer Herrschaft und wie aus eben jenem Gelände, das für den Flieger nur die aufgerollte Ebene ist, sie Fernen, Belvederes, Lichtungen, Prospekte mit jeder ihrer Wendungen so herauskommandiert, wie der Ruf des Befehlshabers Soldaten aus einer Front. So kommandiert allein der abgeschriebene Text die Seele dessen, der mit ihm beschäftigt ist, während der bloße Leser die neuen Ansichten seines Innern nie kennenlernt, wie der Text, jene Straße durch den immer wieder sich verdichtenden inneren Urwald, sie bahnt: weil der Leser der Bewegung seines Ich im freien Laufbereich der Träumerei gehorcht, der Abschreiber aber sie kommandieren läßt. Das chinesische Bücherkopieren war daher die unvergleichliche Bürgerschaft literarischer Kultur und die Abschrift ein Schlüssel zu Chinas Rätseln.

17

FUNDBÜRO

Verlorene Gegenstände.— Wasden allerersten Anblick eines Dorfs, einer Stadt in der Landschaft so unvergleichlich und so unwiederbringlich macht, ist, daß in ihm die Ferne in der strengsten Bindung an die Nähe mitschwingt. Nodi hat Gewohnheit ihr Werk nicht getan. Beginnen wir erst einmal, uns zurechtzufinden, so ist die Landschaft mit einem Schlage verschwunden wie die Fassade eines Hauses, wenn wir es betreten. Noch hat diese kein Übergewicht durch die stete, zur Gewohnheit gewordene Durchforschung erhalten. Haben wir einmal begonnen, im Ort uns zurechtzufinden, so kann jenes früheste Bild sich nie wiederherstellen.

Gefundene Gegenstände.— Die blaue Ferne, die da keiner Nähe weicht und wiederum beim Näherkommen nicht zergeht, die nicht breitspurig und langatmig beim Herantreten daliegt, sondern nur verschlossener und drohender einem sich aufbaut, ist die gemalte Ferne der Kulisse. Das gibt den Bühnenbildern ihren unvergleichlichen Charakter.

72

HALTEPLATZ FÜR NICHT MEHR ALS 3 DROSCHKEN

Ich stand an einer Stelle zehn Minuten und wartete auf einen Omnibus. „L'Intran... Paris-Soir... La Liberté“, rief hinter mir ununterbrochen mit unverändertem Tonfall eine Zeitungsfrau. „L'Intran... Paris-Soir... La Liberté“ — eine Zuchthauszelle von dreieckigem Grundriß. Ich sah vor mir, wie leer es in den Winkeln aussah.

Ich sah im Traum „ein verrufenes Haus“. „Ein Hotel, in dem ein Tier verwöhnt ist. Es trinken fast alle nur verwöhntes Tierwasser.“ Ich träumte in diesen Worten und fuhr sofort wieder auf. Vor übergroßer Ermüdung hatte ich im erhellten Zimmer mich in Kleidern aufs Bett geworfen und war sogleich, für einige Sekunden, eingeschlafen.

Es gibt in Mietkasernen eine Musik von so todestrauriger Angelassenheit, daß man nicht glauben will, sie sei für den, der spielt: es ist Musik für die möblierten Zimmer, wo einer

73

sich auf. Darin werden zwei Puppen sichtbar. Sie wenden die Köpfe einander zu und dann wieder ab, als sähen sie mit fassungslosem Stauen sich an. — Unter allen Figuren ein kleines Papier mit der Aufschrift. Das Ganze aus dem Jahre 1862.

POLIKLINIK

Der Autor legt den Gedanken auf den Marmortisch des Cafés. Lange Betrachtung: denn er benutzt die Zeit, da noch das Glas — die Linse, unter der er den Patienten vornimmt — nicht vor ihm steht. Dann packt er sein Besteck allmählich aus: Füllfederhalter, Bleistift und Peife. Die Menge der Gäste macht, amphitheatralisch angeordnet, sein klinisches Publikum. Kaffee, vorsorglich eingefüllt und ebenso genossen, setzt den Gedanken unter Chloroform. Worauf der sinn, hat mit der Sache selbst nicht mehr zu tun, als der Traum des Narkotisierten mit dem chirurgischen Eingriff. In den behutsamen Lineamenten der Handschrift wird zugeschnitten, der Operateur verlagert im Innern Akzente, brennt die Wiederungen der Worte her-

94

aus und schiebt als silberne Rippe ein Fremdwort ein. Endlich näht ihm mit feinen Stichen Interpunktion das Ganze zusammen, und er entlohnt den Kellner, seinen Assistenten, in bar.

DIESE
FLÄCHEN
SIND ZU
VERMIETEN

Narren, die den Verfall der Kritik beklagen. Denn deren Stunde ist längst abgelaufen. Kritik ist eine Sache des rechten Abstands. Sie ist in einer Welt zu Hause, wo es auf Perspektiven und Prospekte ankommt und einen Standpunkt einzunehmen noch möglich war. Die Dinge sind indessen viel zu brennend der menschlichen Gesellschaft auf den Leib gerückt. Die „Unbefangenheit“, der „freie Blick“ sind Lüge, wenn nicht der ganz naive Ausdruck planer Unzuständigkeit geworden. Der heute wesentlichste, der merkanthile Blick ins Herz der Dinge heißt Reklame. Sie reißt den freien Spielraum der Betrachtung nieder und rückt die Dinge so gefährlich nah uns vor die Stirn, wie aus dem Kinorahmen ein Auto, riesig anwachsend, auf uns zu zittert. Und wie das Kino Möbel und

95

Fassaden nicht in vollendeten Figuren einer kritischen Betrachtung vorführt, sondern allein ihre sture, sprunghafte Nähe sensationell ist, so kurbelt echte Reklame die Dinge heran und hat ein Tempo, das dem guten Film entspricht, so mit ist denn "Sachlichkeit" endlich verabschiedet, und vor den Riesenschildern an den Hauswänden, wo "Chlorodont" und "Sleipnir" für Giganten handlich liegen, wird die gesunde Sentimentalität amerikanisch frei, wie Menschen, welche nichts mehr rührt und anrührt, im Kino wieder das Weinen lernen. Für den Mann von der Straße aber ist es das Geld, das dergestalt die Dinge ihm naherückt, den schlüssigen Kontakt mit ihnen herstellt. Und der heizt Rezensent, der im Kunstsalon des Händlers mit Bildern manipuliert, weiß, wenn nicht Besseres so Wichtigeres von ihnen als der Künstler, der sie im Schaufenster sieht. Die Wärme des Sujets entbindet sich ihm und stimmt ihn gefühlvoll. — Was macht zuletzt Reklame der Kritik so überlegen? Nicht was die rote elektrische Laufschrift sagt — die Feuerlade, die auf dem Asphalt sie spiegelt.

96

Das Chefinnmer starrt von Waffen. Was als Komfort den Eintretenden besicht, das ist in Wahrheit ein cadriertes Arsenal. Ein Telephon an dem Schreibtisch schlägt alle Augenblicke an. Es fällt einem an der wichtigsten Stelle ins Wort und gibt dem Gegenüber Zeit, sich seine Antwort zurechtzulegen. Indessen zeigen Brocken vom Gespräch, wie viele Angelegenheiten hier verhandelt werden, die wichtiger sind als die, die an der Reihe ist. Man sagt sich das, und langsam fängt man an, von seinem eigenen Standpunkte abzurutschen. Man beginnt sich zu fragen, von wem da die Rede ist, vernimmt eigenen Schrecken, daß der Unterredner morgen nach Brasilien fährt, und ist bald mit der Firma derart solidarisch, daß die Migräne, über die er sich am Telephon beklagt, als bedauerliche Betriebsstörung (statt als Chance) verzeichnet wird. Gerufen oder ungerufen tritt die Sekretärin ein. Sie ist sehr hübsch. Und ist ihr Brotherr gegen ihre Reize, sei's gefeilt, sei's als Bewunderer längst mit ihr im reinen, so wird der Neuling mehr als einmal nach ihr sehen, und

BÜROBEDARF

R u r e Z u d o l f s e r y

MIT 5 PS

1929

Grupp Schopenhle Verlag Berlin

hatten — sicher war, daß sie alleamt nicht zögerten, sich als die Unablenkender des weislichen Geschlechtes anzusehen.

Es folgten nimmehr zwei längere Stücke, und es war nicht zu sagen, wie lauscherhaft sie waren. Eine schwüle Sinnlichkeit wehte von den verborenen, also üppigen Gesellen herüber, sie gaben sich den innerhörtesten Bemühen hin — und währerbessen bot eine Kellnerstimme gefällig Bier an. Vorwurf mit Macht aus dem Dunkel ein tiefer Brandetbaß ertönte: „Ach, wer braucht denn hier jetzt Bier —!“ Das wurde lebhaft applaudiert, und von nun an beteiligte sich das Publikum interseuer an den Darbietungen: Klatsche, rufende Stimmen, Stungen, Beifall und aufmernde Aufstühle wurden laut, einer gab Priobastenden vergleichend zum Besen, viele lärmten und schrien.

Oben spielten sie: „Die Frau des Gaupmanns.“ Währerbend der währerbige Militär seine Gemahlin mit der Reintaussefran betrog, mußte jene — die Gemahlin — die Zeit nicht schlecht aus, denn der Gaupmann hatte einen Wunsch. Die wunder übernahm, und es sagte Dyrseigen. Mochte man überigens sagen, was man wollte: ehrlisch war der Willn. Ein bißchen merkwürdig schien es allerdings im französischen Colbateraleben zuzugesehen: es gab da Citationen, die sich so unheimlich rasch abwirkelten, daß man nur währerbden konnte, ein pion-pion zu sein. Summerrhin gab es doch einige Augenblicke, in denen sich die Spielenden ihrer Rollen mit hingebendem Eifer annahmen. Und selbst der war gespielt.

Im Parkett blieb es gemüthlich. Man sagte da die Dinge nicht so geführlisch auf, sah nicht, daß auch Strifan und Josobe hier einen lächerlichen Alspiel darbieten würden, und daß Komme und Sulin, von einem andern Stern, objektivs und nichtern, also unabhändig betrachtet, ein alliges und verkrampftes Paar darstellten.

Rein,
 Oben spielten, so lag das nur davon, daß es zu dunkel war, und im überigen herrschte eine recht feiste und mußse Stende. Das mußte man selbst sagen: immer diese verlogenen Sachen — hier mußte man doch . . .

Als es dann aus war — so ein trüber Schluß, wo jeder denkt, daß noch was kommt —, da zeigte sich, daß es mit der Gevralität so eine Sache ist. Die Männer standen herum und genierten sich vorinander, wobei sie den Mangel an Höherem betonten . . . Und dann hoben wir uns durch schmale Stänge in das betraubarte Kosal, und die Mause spielte laut und geall, und da waren alle so merkwürdig still und erregt. Ich hörte später, der Witt habe zwanzig Mäbchen vorhin befallt.

Ich weiß es nicht, denn ich bin fortgegangen und habe mit so gedacht, wie doch die Worte „Kasser“ und „Mugend“ hohle Regschimmern für Dinge sind, die jeder mit sich selbst abzumachen hat.

„Der Kasserstuhl“ — da lieber Gott! Land dort wird man zu Neinsache Spannkuchen essen und die Überstände halten, wie es der Kleine Bünnger liebt. Denn das Kasser ist kein Gewerbe — und ein Augenzumirten und ein tiefes Brantenlachen können lauscherbarer sein als das ganze Gasensbüttel Portotais.

Der Portier vom Reichsänglerpalais
 spricht

Ja, man hat ja so allerbund erlebt in der letzten Zeit. Grüber — Gott! war die jauntlich! Da kam wirklich mal hier und da Meiseität zu Beschnann zum Grühstünd, aber sonst

war alles still, lang still. Und wenn ich noch an den Pudel von allen Bülow zurückdenke, denn wird mich lang schwinmrig, und ich muß gleich 'n Schnaps trinken . . . Na, früher . . . Also bist is nu vorbei. Schon in 'n Krieg jing die Luftreinigung los. Da kam eines Tages ein Mann her, das war der neue Reichskanzler Michaelis, der bekam so'n mächtigen Schreck bei seine Erinnerung, daß er sich die ganze Zeit nich davon erholen konnte . . . Und denn kam so'n alter Herr, der wackelte immer mit 'n Kopp, und denn dachten die Leute, er sagte: Na — und da machte Jeder, wat er wollte. Na, und denn kam Prinz Max von Baden — und denn jing der Klamant los . . . Oehn Ge ma, früher, da stand ich meistens um neune auf, und denn setzten die Tranten der Tischchen und der Stur, und ich sah mir das alles mit an, und wenn nicht irade een Besücher kam, den ich ansonstigen mußte — denn jing es mir soweit lang gut. Aber nu? Also am neunten Rosenber — der weest ich noch wie heute — da kamen auf einem Male Mintos anjelauf, und denn kamen solche Reids hier tin, die guckten an die Decke, fühlten sich mächtig unbehaglich, und ich sagte: „Sa wen wünschden Geis?“ sagte ich. Aber die sagten: „Du regieren wir!“ Und ich jing denn lang ruhig in meine Portierklausse und dachte: Summer regiert ihr man! Ihr werdet bet schönst über Krieger! Und denn regierten die. Und einmal, einmal, da stand Siebtrecht vor die Sürte und hielt eine große Rede — und ich dachte schon, nu kommt der mit hier noch noch tin — aber dann hörten se alle „Goch!“ und „Nieder!“ , und denn war es ja wieder jur. Na — und eines Morgens — ich sagte noch zu meine Alle: „Du,“ sagte ich, „mir is heute so merkwündig.“ — da kam denn so'n Herr an, so einer mit 'n Bart und 'n Gesicht wie'n Buntensorfeher — der sagte: „Morgen! Ich bin hier am Reichskanzler!“ Na, ich jing denn lang ruhig in meine Klausse und dachte: Mach man! Bist wird

dir bald über werden! — und denn jing der so 'ne junge Wellle. Oe sein wie früher war es ja nu nich. Die feinen Leute, die noch so manchmal so schön früher herkamen, die lachten mir denn immer so verrant an, so, als wollten sie jahren: Was? Mir zwei Beobde haben doch schon bessere Sagen gesehen! Aber ich sagte jantstcht und stand mit meine Alle auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Na — und neulich, am dreizehnten März — ich sagte noch zu meine Alle: „Du,“ sagte ich, „ist mir mal 'n Räummel — mir is heute so komisch.“ — da floppert er janz frühmorgens zu nachschlafende Zeit an mein Guckfenster, und draußen steht 'n Herr — und lacht und sagt: „Du regieren wir hier!“ Na, ich jing denn lang still in meine Klausse und dachte: Macht man! Bist wird auch bald über werden! Und richtig: das wurde sie auch. Erst liefen ja hier mächtig wille Pfisterer rum, mit Monokel, und Rabenborff kam auch, und ich rief die Knochen gesammten und trüfste ihm, und er wüfste juchig ab — und denn rejierten se da. Aber wie das so is: eines Morgens — da waren se weg — und zwei Stimmen später — da floppert er an meine Sürte, und da stand der Herr von früher und sagte: „Morgen! Morgen!“ sagte er. „Sa — nu rejierten wir hier!“ Und ich jing lang still in meine Klausse . . . Und jeden Morgen, wenn ich ruffste zu meine Alle sah die Zeppe ruffsteden tin, denn die hat se, denn selb ich ans Fenster und guckte so uff die Leere Wülfelmastraße, wo die Wagen in die Pferdebäppl rüffen, und denn den ich mir so: Wer kommt nu —?

R u r f S u d o l s e y

DAS LACHELN

DER MONA LISA

1929

Universum-Bücherei für alle

den sauren Metteln seiner Sprache reich, entschleibet über Leben und Tod? Aber Jahre von Gefängnis und Zuchthaus? Das will Provingen verwalten? Ein solch unbedeutendes Gewächs betritt Deutschland im Ansland? verhandelt mit fremden Staaten? wird gefragt, wenn ernst wird? hat zu bestimmen, wenn ernst wird?

Das ist der Boden, auf dem die Blüten des deutschen Reichthums gedeihen, welche Blumenlese! Man wundert sich bei Gerichtsverhandlungen und bei der Sekunde von Urtheilsbegründungen oft, woher nur diese abgefeilten Vorurtheile, die unsonstige Art der Verhandlungsführung, die überholten Anschauungen einer Kleinbürgerlichen Beamtenerschaft stammen mögen. Hier, auf dem Harteracker, ist der Boden, in dem eine Wurzel dieser Produkte facht. Niemand reißt sie aus.

Wenn diese legen sich durch. Die herrschen. Die kommen heran. Sod kann beim besten Willen nicht sehen, wo die aufhebende Wirkung der zielgerichtetsten Jugendbewegung ist, die Ignorieren für Kampf hält; wo das Gegengewicht steht, wo die andre Hälfte der Nation bleibt, jenes andre Deutschland, das es ja immerhin auch noch gibt. Wenn zum Schlappen kommt, ist es nicht vorhanden. Ungleichmäßig sind bei uns Gebirn und Wille verteilt: der eine hat den Kopf, und der andre den Charakter. Es gibt kaum eine intelligente Energie. Die haben nicht nur das größere Maas, die videren Magerenwände, die bessern Muskeln, die niedrigere und frechere Örtlichkeit: sie haben mehr Lebenskraft.

Kein Gegenzug hält sie in Ordnung. Keine deutsche Jugend steht auf und schützt diese ab. Keine Arbeiterkraft hat zur Zeit die Mächtigkeit, die Herren dahin zu beschränken, wozin Anstand sie beschränkt hat. Die herrschen, und sie werden unsere Kinder und Kindeskiner quälen, daß es nur so knackt. Diesem

...führen, und was nicht von
geroß von außen kommen. Niederlage
Kammer auf Kammer — Napoleon hat
se Freiheit getan als alle deutschen Gaule
men. Aber manchmal tuns auch die Nie-
derlage nur, rein fremder Imperialismus hilft gegen den
eigenen. So tief ist das Kaiser eingestossen, daß der begeisterte
Mundschärer, die ihre Heimat lieben und ihren Staat hassen,
nirnsel getan ist.

Deutschland ist im Aufstiege begriffen. Welches Deutsch-
land? Das alte, formal gewandelte; eins, das mit Recht nach
seinen bösen Handlungen und nicht nach seinen guten Tündern
beurteilt wird, und das bis ins republikanische Berg hinein
frisch angefrachten ist, umgewandelt und umgewandelt: die
wahre Länge unserer Zeit. Das Deutschland jener jungen
Reute, die schon so früh „Alle Herren“ sind, und die für ihr
Land einen Platz barstellen, einen Anstand und die Örtlichkeit
den der deutschen Gegenwart.

Wie benehme ich mich als Mörder?

Wenn einer einen Mord begeht, so halte er sich stets vor
Augen, daß er später einmal nicht nur wegen Mordes ab-
geurteilt werden kann, sondern vor allem und hauptsächlich
wegen seines Vorliebens sowie wegen der Begleitumstände, die
seine Tat umgeben. Vor Gott wird er sich für das vergossene
Blut verantworten müssen — der Vorlesende einer deutschen
Strafkammer aber nicht mit strengem Maß. Soweit man
das einem Mörder zumuten kann, wird derselbe also gut sein,
sich in die Seele eines Landgerichtsdirektors zu versetzen, damit
es nachher keine straferschwerenden Momente gibt.

Der dicke Spekertron hat entdeckt, daß man einem Mörder alles berechtigt, nur nicht, daß er nach der Tat eine Zigarette raucht — Mörder haben keine Zigaretten zu rauchen, weil dies ein Zeichen übelfter Gelehrtheit darstellt. Spekertron kennt die deutschen Gerichte nicht, sonst hätte er schon längst vor Gericht dreißig Pfund abgenommen — mit der Zigarette allein ist die Sache nicht getan.

Der Mord ist, wie jedem gebildeten Staatsanwalt bekannt, eine Tat, die in der äuffersten Unfälle und mit der kältesten Probit begangen wird. Dabei hat der Mord durch das Bewölle zu brechen; auch haben Mörder bereits vor der Tat sinfter entschlossen heranzukommen, beutliche Zeichen vor innerer Annahme son sich zu geben und mit den Klagen zu fankeln. Unheillicher Gelfchicksberthor vor dem Mord ist unilichst zu meiden, da dies ein schlechtes Licht auf den Charakter des Mörders wirft und jeder Akt eine rhetorische Pointe im Präboper des Staatsanwalts ober, was dasselbe ist, in der Irrealitätsgründung des Vorstehenden abgibt. Mrit seinem Neben kann man überhaupt nicht vorsichtig genug umgehen, weil es eines Tages ein Vorleben werden kann, und dann erst wird man, vor den merbitlichen Visthangen des Gerichts, entdecken, was man da alles zusammengeleht hat.

Nach dem Mord meide der Mörder vor allem öffentliche Gaststätten, Wechs-Tage-Kennen, Dinen, Spaziergänge auf der Straße sowie die eigene Wohnung, die er kennestfalls ruhig, als ob nichts geschähen sei, aufsuchen darf. Wie sich ein Mörder nach der Tat eigentlich benehmen soll, damit er vor Gericht keinen Anstoß erregt, ist schwer zu sagen; jedochfalls so nicht. Um bei einem Doppelmord eine der bewirkten Sobeskrufen im Unabnahme zu ersparen, stellt sich der Mörder dem nächsten Volkstretter unter genauer Angabe der Einzelheiten seiner Tat, der Motive und der nötigen Indizien. Nach dem Ge-

fändnis bricht er am besten sällig zusammen, wie er sich überhaupt mit Vorteil nach der Sineratur, die in den Kreisen der Juristen gelesen wird, richtet; sein Verhalten sei also physchologisch leicht anormal, wirr, aber dem Verständnis eines Zweib-Bänders-Mannes gerade noch angepaßt. Versteigenseiten sind, wenn irgend angänglich, zu meiden. Geht günstig ist es, wenn der Mörder nach der Tat die vorgeschriebenen Bewiffensbistse soltern; sollte sich eine mahnende Stammerkennung des Dyfers einlegen lassen, so ist dieselbe unbedingt zu empfehlen.

Auf diese Weise kann jeder, der in die traurige Lage versetzt ist, einen Sidiimord begehen zu müssen, damit also ein Monopol des Crimates schwer verlegend, getrost vor einem beutlichen Gericht erscheinen: er wird, wenn er sich nur vor, während und nach der Tat den Vorstellungen seiner Richter gemäß verhalten hat, auf die Mille und das Verständnis derselben rechnen können, und er wird dann, mit allen Zerfingungen einer Reichsgerichtsentcheidung sowie seines selbstgeordneten Besandes versehen, dem Nachrichter als ein guter Thrist und Amertan übergeben werden.

Für die Serten Schwungstifter, Straßentämpfer und Kinder vom Feldwandel aufwärts gelten diese Bestimmungen nicht. Der beutliche Mörder aber lasse sich gelagt sein, daß seine Tat ihn verpflichtet, durch und durch Mörder zu sein, und nichts als das. Er richte sich darin nach seinen Richtern, die Richter sind und nichts als das.

Ruth Landshoff-Yorck

**Das Mädchen
mit wenig PS
Feuilletons aus
den zwanziger Jahren**

Herausgegeben
und mit einem Nachwort
von Walter Fähnders

AVIVA

April 2015

Bücher für uns!

Vorausschicken möchte ich, daß ich ein Buch vor allem liebe – so sehr, daß darüber zu schreiben mir Verrat schiene: »Alexander der Große« von Michael Kusmin. Das hat wenig mit erklärbarer Wertschätzung zu tun, diesem Buch gehöre ich so sehr, wie mir die anderen, von denen ich jetzt schreiben möchte. Dieses Bekenntnis schnell mich außerhalb des Kollektivbegriffes »Wir«, in dem ich vor beklammender Meinungsübereinstimmung mit so vielen sowieso ungern atme.

~~Wir – das sind die jungen Leute, die außer Atem sein müssen, ehe sie zum Lesen kommen von Sonne, Luft, Bewegung und Freude am Leben. Wir, die wir aus dem unaufföhrlich rotierenden Dasein herausgeschleudert werden in die Stille eines Buches wie in einen Schlaf, wir, die wir Gide lieben.~~

Natürlich lesen wir Jack London, diesen Bruder von uns im Geographisch-Fremden, natürlieh Conrad, diesen romantischen Märchenerzähler, dessen lange verschlungene Sätze etwas zweifelhaft Mysteriöses verbergen, das uns spannt – wir lesen seine Bücher über den Fischfang, wir lesen über Jagden und Entdeckungen, Reisen und Rennen, Logbücher und Industrieberichte. Aber das sind Parallelen zu unserem realen oder gewollten Leben, Bücher, die unser getehtes Tempo haben, die unruhig sind, wie wir selbst sind und die wir so gut begreifen, daß wir sie nicht zu lieben brauchen. Den Personen dieser Bücher würden wir auf die Schul-

tern klopfen, die in Tweed strecken wie wir selber – wir würden sie nach den PS ihrer Wagen fragen oder nach den Fliegen ihrer Angelruten. Wir würden ihnen Du sagen nach dem ersten Händeschütteln und würden uns in der heißen Zuneigung in den Dingen dieser Welt treffen.

Aber da, wo wir uns selbst geheimnisvoll werden, da gehen sie uns nichts an. Dahin folgt uns Olivier aus den »Faux Monnaieurs« eher und seine Freunde, deren Sachen nach Tinte und Schuhe riechen und die mit uns wissen über die unüberwindliche Schwierigkeit, jung zu sein.

Proust schreibt für uns, er, der nicht auf ein Ziel losstürrt, ohne rechts und links zu sehen, sondern sein Dasein gleichzeitig ruhig beschaute, während er es lebte. Er gibt uns Erklärungen und Auskünfte, die wir selbst keine Zeit haben zu finden – wir können uns auf seine bescheiden verborgene Weisheit verlassen wie auf die 98 Sprüche Lao-Tses.

Lesen wir Gedichte? Ich glaube, ja. Die Zeit, in der man sich schänte, lyrische Gefühle zu haben oder sie zu lesen, wenn sie von anderen empfunden und geformt waren, ist vorüber. Die Zwecksüchtigkeit einer Nachkriegszeit hinterließ keinen Eindruck auf uns, vielmehr die mutige Klarheit Walt Whitmans – und im Gegensatz dazu die musikalische Verbohrtheit des wortverspielten Jean Cocteau.

Novallis ist noch für keine Jugend gestorben, das braucht kaum gesagt zu werden, und niemand, der nicht George kennt, weiß etwas über unsere wun-

derbare Sprache, die wir gewöhnt sind, sparsam und karg verwendet zu sehen.

Ich weiß eigentlich nicht, ob so ein großer Unterschied besteht zwischen den Büchern für uns und den Büchern für die von früher. Maßgebend ist wahrscheinlich dieses: Man braucht uns nicht zu unterhalten. Wir wollen nicht unbedingt durch die gütige Vermittlung für uns nicht kompetenter Autoren Mitteilung haben von dem Schicksal dümmniegeplagter Tenöre mit Försterstöchtern, es ist nicht zu verlangen, daß es uns interessiert, wenn nach 500 Seiten verdängter Erotik der Held (welch ein Name für einen Mann, der nicht mal fliegen kann) endlich unter einer Linde oder gar in gebähtiktem Boudoir einen Kuß von seiner Angebeteten erhält.

Dabei sind wir nicht etwa gegen minderwertige Literatur, vor allem nicht in der Eisenbahn. Aber dann bitte muß ein Sturm am Kap Horn darin vor- kommen oder Indianer und Grenzer. Und dann müssen die Männer reiten und schießen können wie wir Autofahren und Tennis spielen; guter Sport entschuldigt schlechten Stil – verlogene Erotik nicht.

Seitdem es Uns geworden ist, sich für die Schicksale anderer Menschen fast mehr zu interessieren als für sein eigenes, liest man mehr Biographien. Fast alle unterliegen wir dem Reiz des »der Künstler privat« oder »der große Heerführer in seinem Heim«. Napoleon, in Geschichtsbüchern eine festgelegte Denkmalsfigur, empfängt bewundernde

Freundschaft statt fast gegenstandsloser Heldenverehrung, wenn wir tägliche Berichte von Las Casas über ihn lesen und heiße, bedingungslose Liebe (unabhängig von aller Auswirkung seiner Persönlichkeit), wenn man Autobiographisches wie die herrlichen Briefe an Josephine und seine Geschwister kennt. Das Interesse an einer historischen Person ist aber nicht nur durch ihren Erfolg (heutige publizistische Ausnutzungsmöglichkeit) bedingt. Beispiel dafür ist: »The Portrait of Zelde« von Geoffrey Scott. Zelde, eine Frau, wie es sie heute geben könnte, die gegen ihre Zeit lebt, gegen eine uns fremde vergangene Zeit mit Problemen, die nie gelöst wurden, sondern von selbst verschwanden.

Maria Leiner

Mädchen mit drei Namen

Reportagen aus Deutschland
und ein Berliner Roman

1928-1933

Herausgegeben und kommentiert
von Helga und Wilfried Schwarz



Maria Leiner 1928

AVIVA

Jul 2013

Schlichter Lebensbericht einer jungen Stenotypistin

Jetzt habe ich schon meine zweite Stellung. In der ersten hat man mich zu oft ausgelacht, weil ich Fehler gemacht habe. Aber das war, weil ich zuviel über alles, was man mir diktiert hat, nachgedacht habe, weil das so anders klang wie im Leben. Aber jetzt schreibe ich schon schnell alles, was man mir sagt, und ich denke darüber nicht nach. Der Prokurist hier meint, »die Kleine, die wird's schon schaffen«. (Er sagt die Kleine und nicht »die Kleene«, wie die älteren Kolleginnen, die mich über die Schulter herab ansehen.)

Ich wohne bei meinen Eltern. Wir haben zwei Zimmer und Küche, und außer mir noch zwei Kinder. Ich bin die Älteste, die beiden anderen sind noch richtige Kinder. Vater und Mutter und die zwei Kinder schlafen im Schlafzimmer, wo zwei Betten sind, und ich schlafe im Esszimmer auf dem Schlafdiwan. Meine Mutter sagt immer, ich habe es am besten. »Gibt nur paar Mark im Monat und hat ihr eigenes Zimmer«. Aber das stimmt nicht ganz mit dem Zimmer, weil ich doch nie schlafen gehen kann, wann ich will. Vater sitzt da mit der Zeitung, trinkt schrecklich langsam sein Bier und raucht seine Zigarre. Ich bin abends immer so müde vom vielen Sitzen, daß mir der Rücken weh tut. Wenn ich dann schlafen gehen kann, dann riecht es immer so nach Bier und Zigarre, weil doch das Fenster nicht lange offen bleiben kann, wegen dem Zug. Er ist nicht sehr bequem, der Schlafdiwan, so hart und eng, aber ich schlafe doch so gern.

Bevor ich schlafen gehe, möchte ich manchmal turnen, aber man lacht mich dann nur aus, und morgens, dann möchte ich doch so lange wie möglich liegen bleiben. Deshalb habe ich es auch gar nicht gern, wenn sonntags zu schönes Wetter ist. Dann muß ich auch früh aufstehen und

helfen und mit der Familie nach dem Freibad fahren. Wenn das Wetter nicht schön ist, geh ich sonntags mit meiner Freundin ins Kino. Früher hatte ich eine so gute Freundin. Wir haben uns noch aus der Schule gekannt, wir haben immer so viel miteinander gelacht. Aber sie hat jetzt einen Bräutigam, und darauf bildet sie sich zuviel ein. Sie glaubt, sie weiß jetzt alles besser.

Ich habe erst nur 90 Mark Gehalt. Davon muß ich zu Hause 50 Mark abgeben. Wenn ich noch abrechne, was ich für Elektrische und Krankenkasse brauche, bleiben mir kaum 30 Mark. Davon muß ich mir Kleider und Schuhe und alles, was ich noch brauche, kaufen. Manchmal zu Weihnachten oder meinem Geburtstag bekomme ich etwas »Praktisches«, aber ich muß den anderen auch schenken, und so viele haben öfters Geburtstag.

Ich bin siebzehn Jahre alt. Wenn ich es erwähne, seufzen die Leute und sagen, »Sie werden erst später wissen, wie herrlich es ist, siebzehn Jahre alt zu sein.«

Aus: Berliner Abend-Zeitung *Tempo* Nr. 7, Dienstag, 18. September 1928

Mainzer Reihe
Neue Folge, Band 14
Herausgegeben von der
Akademie der Wissenschaften
und der Literatur | Mainz
Klasse der Literatur

Sigismund von Radecki
Die Stimme der Straße
Feuilletons

Herausgegeben
und mit einem Nachwort von
Hans Dieter Schäfer



WALLSTEIN VERLAG

Gilberg 2019

Stixis
groß
In de
1938
Band
Länd
auf C
Peter
Objek
neus
greih
stoms
er 19
Rade
Verbi
Lamp
leben
Beige
liche
Else I
Dicht
für C
„ausg
poeth
Mit Si
Schrif
wiede

trappelnd weiter -
Montagsblätter au
strophentiteln: »...
In die
Kata-
x Und

plötzlich erinnert man sich an den Montag: er lauert
sprungbereit mit gefletschten Zähnen Und plötzlich er-
tappt man sich beim vergessenen Sonntagabendgefühl der
Schulzeit, wo man, Rein im Leibe, den Aufsatz noch hastig
hinschmerte (... die Vokabeln, die würde man schon in
der Zwischenpause ...)! Das ist jetzt der Moment, wo in
den Bars das echteste Montmartre-Leben pulsiert. Alles
jubelt und trubelt. Es entwickelt sich Humor sowie auch
Stimmung. Kühle und Katzen lassen sich, Wang an Wang,
schunkeln, man hat keinen Mut, nach der Uhr zu sehen,
man schwankt zwischen Honolulu und Wien, nur du al-
lein, bis die Stimmungskanone sich blitzschnell zu einem
Accent aigu aufstellt und schreit: »... Ça, c'est Paris! ...«
- aber unerbitlich dringt es von außen, durch alle Spiegel-
wände, in alle schlechten Gewissen: »... Dermontach! ...
Diemontachspost! ... Dermontach! ...«

Das ist der tragische Kulminationspunkt der Woche.
Die Zeit, wo die meisten Selbstmorde geschehen. Wo alle
Verkehrsmittel noch einma~~t~~ überfüllt sind und man sich
mit einem »Du rufst mal an, hörst du ...« trennt.

Und endlich ist alles still geworden. Schwarz stehen
die Straßenzüge: - da sieht man sie plötzlich, wie sie lie-
gen, wie sie seufzen, träumen und schnarchen. Zimmer
an Zimmer, Stockwerk über Stockwerk, die Millionen
Schläfer dieser Stadt! Und aus dem Dunkel sieht man
jetzt eine Riesenhand die Uhr Berlin anpacken und sie
langsam und bedächtig wieder aufziehen - für die neue
Woche.

Frone (Hörle) (er)

Kleine Momentaufnahmen

Ich habe mir einen wunderbaren photographischen Appa-
rat angelegt: eine Spiegelreflex-Stereoskopkamera, Licht-
stärke 1, mit Schlitzverschluss, doppeltem Auszug und ff.
Lederbezug, eine Kamera vom Typus »Sie denkt für dich«,
mit der ich täglich durch die Straßen schlendere, und die
nur den einen Nachteil hat, daß ich sie mindestens jeden
zweiten Tag rasieren muß. Die Bilder werden nach einem
neuartigen Verfahren mit Tinte entwickelt und durch
Druckerschwärze fixiert. Hier ein paar zur Auswahl.

Die rosa Zunge

An so einem Regenvormittag trifft man im Zoo haupt-
sächlich Wassertropfen und leere Stühle. Die abessin-
sche Löwin liegt wie eine Sphinx starr im Wüstensande
des Käfigs. Ihr Blick - zwei hellumwaldete Gebirgseen -
sieht nichts und ist auf Unendlichkeit eingestellt. Da laßt
der Wärter ihre Kinder, vier täppische kleine Löwenjun-
gen, in den Käfig hineinkullern. Die kleinen Löwen frie-
ren und kuscheln sich in einem köstlichen Knäuel an ihre
Brust, zwischen den gewaltigen Vorderpranken. Die Lö-
win schaut noch immer starr auf Unendlichkeit, aber
ohne den Blick wegzuwenden, leckt sie jetzt bedächtig
ihre Kleinen über den Rücken - streng unparteiisch, eins,
zwei, drei, vier der Reihe nach, und wieder von vorn.

Doch jetzt ist ein Spatz in den Käfig geflogen und badet
sich, frech und vergnügt, in einer Portion Wüstensand.
Der vorderste kleine Löwe hat ihn bemerkt, duckt sich
plötzlich zwischen den Mutterpranken und bekommt grün-
ne Augen. Langsam, unbeschreiblich tolpatschig, will er
auf den Spatzen zuschleichen. Auch sein Bruder Nummer

zwei schleicht jetzt los. Nur noch drei und vier bleiben der Löwin zum Lecken nah. Der Spatz macht, als ob er nichts bemerkt, und badet zynisch weiter. Jetzt schleicht auch Nummer drei los. Und wie sich zuletzt auch Nummer vier erhebt und langsam auf die Pürsch macht, so leckt ihm die Löwin, vorgereckt, ganz schnell noch einmal zum Abschied über das gesträubte Fellchen. So wie eine Mama noch schnell auf die Straße nachläuft und das Schulbrot in den Ranzen schiebt. Da hast du, und jetzt geh. Und erkält' dich nicht.

Hier genau im letzten Augenblick fliegt der Spatz, wie nebenbei und zufällig, durchs Gitter hinaus. Die vier Löwchen sehen sich dumm an. Die abessinische Löwin (»eingefangen auf der Jagdexpedition 1924«) liegt reglos wie eine Sphinx im Wüstensande. Ihr Blick, zwei hellumwaldere eisiklare Gebirgseen, ist starr auf Unendlichkeit eingestellt. An so einem Regenvormittag trifft man im Zoo hauptsächlich Wassertropfen und leere Stühle.

Moderne Antike

Ganz hinten raucht ein winziger Schleppdampfer mit sechs Barken durch blauen Himmel und blaues Wasser.

Der Sommer summt um das schläfrige Schilf, durch den Baumschatten brennt die Sonne große goldene Flecken auf Gras und Stullenpapier, die Stille atmet Lindblüte und Wasserduft, und draußen auf dem Hausboot sitzt eine Dame unterm Sonnensegel und häkelt.

Langsam streife ich durchs Gebüsch auf die Landspitze zu. Jetzt kann ich's genau sehen: dort spielen fünf Mädchen mit einem bunten Ball. Sie haben im heißen Licht ihre Schwimmkots von den Schultern fallen lassen. Immer, wenn sich die Arme dem Ball entgegenrecken,

siehe man an Brust und Rücken zarte Muskeln spielen. Wenn sie beim Auffangen lachen, zittern die Körper in der Sonne.

Jetzt haben sie mich bemerkt und ziehen trotzig-spitzbübisch ihre Trikots bis an den Hals hoch. Aber der fünften, die mir den geschmeidigen Rücken zuwender, haben sie nichts gesagt. Die bückt sich gerade, um den Ball aufzuheben, der zwischen den Schilfstoppeln schwimmt. Nun hat sie mich von unten durch die fallenden Haarschlangen erblickt. Mit einem leichten Schrei läßt sie den Ball entgleiten und kreuzt die Hände über der Brust. Die vier anderen lassen vor Lachen ihre Trikots herunterrutschen.

Jetzt hilft nichts, jetzt muß ich mich diskret in die grün-flimmernden Büsche schlagen. Und da sehe ich plötzlich, tief im tiefsten Schatten, einen nackten, braunen Burschen, der langhinstreckt auf den Ellbogen die Mädchen belauscht. Mit grünflimmernden Augen blinzelt er mir zu: nicht verraten –!

Ein Motorboot kommt ratternd vorübergeschossen und bietet per Megaphon die Abendblätter aus.

Der Verkäufer

Es gibt eine aktive Langeweile, die sich immer wieder zu langweilen sucht. Sie ist unersättlich, denn sie geht von der trozigen These aus, daß alles langweilig sei. So stand ich neulich vor einem Milchladen und startete nun schon fünf Minuten die Buchstaben des Ladenschildes an: BOLLE. Genau so war die ganze Straße – fade, banal bis zur Phantastik. Oben war der Himmel, hinter dessen Grau immerhin der Orion und die Cassiopeia schweben, unten waren allerhand geologische Epochen und der feuer-

flüssige Glutkern der Erde, also ungeheure und großartige Dinge –, aber gerade hier in der Mitte, wo man als Mensch leben muß, hatte sich diese fade, graserstückende Straße hingepflanzt: häßlich, selbstbewußt, als ob sie nicht nach ein paar tausend Jahren bloß noch zu Ausgrabungen zu gebrauchen sein würde!

Schnell schaute ich wieder nach dem Ladenschild – in der geheimen, wahnwitzigen Hoffnung, daß sich vielleicht doch wenigstens ein Buchstabe geändert hätte ...? Aber nein, da stand es unerbitlich, wie vorhin: BOLLE. Keine Rettung. Ich dachte an den Mann, der darin verkauft. Ob der sich auch langweilt? Acht Stunden Käse, Milch, Kleingeld, Backpflaumen, »Bald wieder!« und wieder Käse. Das Jahr hat 365 Tage, 52 Wochen, 12 Monate. Das Leben hat, wenn's hoch kommt –. Ich trat entschlossen ein und verlangte ein Viertelpfund Tilisier.

»Mit Rinde?« fragte er gespannt.

»Jawohl, mit Rinde«, sagte ich und wunderte mich über sein Gespanntsein.

Mit konzentriertem Gesichtsausdruck, mit bebenden Nasenflügeln hob er die Glaslocke auf. Prüfend, vorsichtig, schnitt er das Stück ab. Als er es auf einem Blatt Papier zur Waage trug, hörte man fast sein Herz pochen. Mit angehaltenem Atem schob er es auf die Waage, d. h. das Stück Käse. Nun schaute er nach dem Gewichtsanzeiger wie nach einem Totalisator. Er strahlte auf. Ich habe selten solch ein Glück gesehen.

»Genau ein Viertelpfund!« rief er triumphierend.

Ah, so. Das war es also. Sein Abenteuer: die Pfunde, die Viertel, die halben, die ganzen – auf einen Messerhieb zu treffen. Wie erfinderisch die Menschen sind.

Eine Muschel rauscht

Das ist eine riesige lachrote Muschel, und wie man sie ans Ohr hebt, beginnt sie zu rauschen. Zu Anfang hört man nur ein dumpfes Dröhnen, als ob man zehn Kilometer vom Niagarafall aus dem Waggon stiege. Dann klingt es wie das ferne Wolfsgeheul der Auros, wenn sie in der Winternacht um den totenstillen Tiergarten herumjagen. Und endlich wird es ein gleichmäßiges Auf und Ab, ein ungeheurer Wellenschlag, der bald kochend zum Kamm emporschwillt und bald wieder verebbt in eine tonlose Dunkelheit. Jedesmal beim Anschwellen vermag ich Stimmen zu unterscheiden, Gesprächsfetzen, die wie Möwen um eine Schaumkrone flattern. Dann ist es, als ob die Springflur mit meinem Ohr durch tausend Lokale voll schwatzender Menschen hindurchherzte – und dann ist alles wieder verschlungen und ertrunken im brausenden Geplätscher. Und es wird still, als ob man die Tür zum Maschinenraum zugeworfen hätte.

Ein atemraubendes Spiel. Man schließt die Augen und sieht dann alles ... Man preßt die Muschel ans Ohr: und jetzt unterscheiden ich deutlich eine Stimme, eine Stimme mit Kunstseide behangen, es muß irgendwo im Theaterparkett sein – »... Ich sag' Ihnen, er weinte ... (ekstatisch) er weinte! – 'n Mann mit einem eigenen Geschäft ...«

Aber ach, schon ist sie verfliegen, die Stimme, weg, nie dagewesen, und läßt keine Zeit zum Staunen. Doch nun wispert etwas durch ein aufziehendes Schreibmaschinengetratter, wie kokett, ei der Schelm – »Sie woll'n mir wohl 'ne Locke ins Jemüt brennen? ...« und ein tiefes Lachen antwortet – eines das Fettlecke hinterläßt – »... Ausgezeichnet! – muß man sofort durchtelefonieren! ...«

Die

Kleine Medtlatene

von

Peter Bamm

Preis 2.00



Mit Zeichnungen von Olaf Gubbranson

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin

27. u. 28. Aufl. 1935

Inhalt

Abtath der Zeit

I. Prafatate

Über das Ranbleben 9
 Ratio und Metaphysik 15
 vom Strfimm des Dasems 22
 von der Augenb 27
 Beitrag zur Psychologie der kindlichen Geale. 31
 Dem Wesen des Kranfsenbentalen 34
 Abhandlung über die Biererube 40
 Binien-Praktischen 46

II. Straubtud und Zigarette

Strarchie der Arbeiter 51
 Über die Sorgrube des Rauchens bei Männern. 54
 Helena in Gollymood 58
 Sindhänglichkeit an allen Gut 63
 Das Raffeehaus 70
 Meise zu zwei 75

III. Zeitgemähes und Ungeltgemähes

Das martyrische Kaninchen 81
 Pilot und Rama 85
 Bild in die Zukunft 87
 Quartie der Worte 89
 Die Gartenjungen 92
 Weltreife 95
 Sthen und Sparta 100
 Das Problem von Gambelo 107

27. und 28. Kaufend

Zimtslog von Oraf Gubcaanton
 Gille Krege hochepalen · Gemach in Gemang
 Koppright 1935 by Deutsche Verlags-Gesellschaft Stuttgart
 Druck der Deutschen Verlags-Gesellschaft Stuttgart
 Gapes von der Spapierfabrik Gelsch in Gelsch, Gauntembes

I. Traktat

Über das Handeln

Die Sorge des Handels hat schon Dost gepriesen. Er war ein Großhändler, ein Ritter der Sympotien der Metropolis. Es ist die Sehnsucht der Zivilisation nach der Kultur. In der Tat bedarf die Zivilisation der Kultur, wenn sie leben will. Darin liegt ihre Schwäche. Die Kultur dagegen kann auf die Zivilisation verzichten. Darin liegt ihre Stärke. Die Zivilisation ist die Blüte am Baum, dessen Wurzel die Kultur ist. Die Zivilisation ist das Bewußte, die Kultur ist das Unbewußte. Man kann eine Blüte in einer Wase auf den Ramin stellen. Aber niemand kommt vernünftigerweise auf den Gedanken, mit einer Wurzel in einer Arisfallische das Pflanzen zu schmücken. Um Wurzeln darf man sich nicht kümmern. Freigelegte Wurzeln verdorren.

Kultur ist schönlich, wie Zivilisation sauber ist. Dred ist ein Merkmal von Kultur. Dred gehört zur Kultur wie die Wasserfüllung zur Zivilisation. Das entscheidende Element des Handels ist nicht das Radio in der guten Stube, sondern der Wiffhaufen vor dem Fenster.

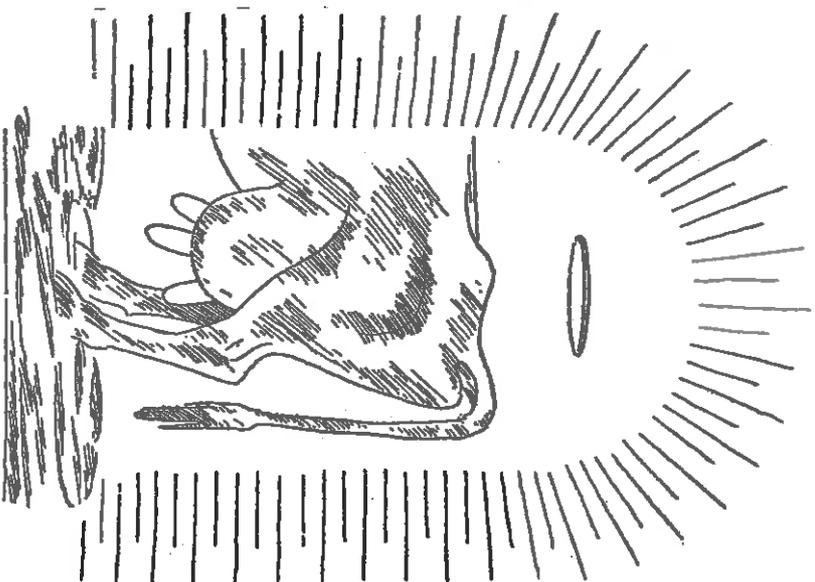
Weldch betrieblichen Wiffverhältnissen ist doch der Dred ausgelegt zusammen mit der Kultur, an der er haftet. Es wäre wahrhaftig eine verbliebene Aufgabe, würdlich eines Preises der Wfabente, eine Streifschiff

zu verfallen zur Verteidigung des Drecks. Arbeit macht schmutzig. Sauber bleibt man nur vom Nichtstun. Nur ein Ged' wäscht sich zehnmal am Tage. Ein Mann, der arbeitet, hat keine Zeit dazu.

Die edelste Form von Kultursthmug ist der Stumpfbreit, den wir nur deshalb als Dred nicht wahrhaben wollen, weil wir ihn mit zivilisierter Verschämtheit spatina nennen. Selbst Mussolini tritt sich, wenn er glaubt, uns vorhalten zu können, daß Kom den Augustus hatte, als wir noch in unseren Mätern Eber jagten. Augustus war der zivilisierteste Herrscher, den die Welt gesehen hat. Die Murgeln der römischen Kultur aber stammen aus einer Zeit, da auch die Stürmer noch Eber jagten in den Mätern des Spennin. Felsen und schreien können die Bauern im Spennin heute noch nicht. Das heißt, die Zivilisation des Augustus hat sie noch nicht erreicht. Es kommt darauf an, auf was man stolz sein will.

Die gemeinste Form von Kultursthmug ist der Misthaufen. Aber dieser Schmutz ist so alt wie die menschliche Kultur überhaupt. Wenn man etwas abschafte von Michias' Statue des Spoll, wo sonst könnte man es hinwerfen als auf den Misthaufen. Sauberheit wäscht Stunden. Dred ist äonenalt.

Merksunfen steht der Chronist vor einem bayrischen Misthaufen und bemerkt mit Verwunderung, wie aus ihm die Erkenntnisse wachsen. Der Bauer läßt feu ab. Er entspricht nur wenig dem Bild, das manche neueren Schöllendichter von ihm entwerfen. Mag immerhin die Nebenbomme den Liebel vergolden, tatsächlich bedarf der Liebel bringend einer Erneuerung, für die der Bauer kein Geld hat. Es ist einer der Hauptfehler der ländlichen



Stomane, daß in ihnen weder der Hypothekelen, noch der Getreidepreise, noch der Fagelversicherung Ernoähnung getan wird. Die feillichen Konfifte eines bayrifchen Bauern mögen für viele von Sinterelle fein. Einen jeden falls intereffieren fie gar nicht, den bayrifchen Bauern.

Im der Scheune gaderet eine Seme. Sie gaderet mit jener naiven Freude am Erfolg, die es bebauerlich erschönen läßt, daß dem Menschen eine ähnlich adäquate feilliche Ausßerungsmöglichkeit nicht zur Verfügung steht. Die Seme hat keine Abnung, daß fie foeben ein genormtes Frischdel gelegt hat, das nicht nur durch den Hals eines Senefßers in einen Regen, sondern auch durch den Reschensitt eines Wissenfchaftlers in die Produktionsstatistik rutschen wird. Der Bauer steht sowohl inmitten seines Hofes als auch inmitten der Weltwirtschaft. Und wenn man seine Ernte in der Scheuer betrachtet, so muß man zugeben, daß fie nur zur Hälfte der Sonne, zur anderen Hälfte den Reumawerten zu verdanken ist. Es gehört zu den größten Taten der Wissenschaft, daß sie Mist aus der Luft zu probuzieren vermag. Und wenn einer sich vom Brot eine Scheibe abschneidet, sollte er daran denken. Auf diese Weise wird sowohl seine Mchtung vor dem Mist wie seine Mchtung vor der Wissenschaft steigen.

Freilich, der künstliche Mist, den die Wissenschaft macht, entbehrt jenes kulturellen Obwens, den allein der echte Mist hat, den die Ruhe probuzieren. Im diesem Punkte ist die Luft den Reumawerten über. Der künstliche Mist ist eben nur ein Produkt der Zivilisation. Der natürliche Mist ist die Backstumsbasis der Kultur.

Berfolgt man bergelalt die Säben, die vom Misthaufen eines Bauernhofes in die Welt hinauslaufen, so

scheint es, als ob das Randleben für die Poesie keinen Platz habe. Aber dem scheint nur so. Freilich müßte ein jeder, der der Kunst poetische Gedanken um den Schwanz winden will, zuvor gehalten werden, vier Wochen lang eine Kuh zu melken, zu pugen und ihren Stall sauber zu halten. Dann könnten wir jedenfalls einige gelungene Dichtungen über die so sehr vernachlässigte Poesie des Mittelalters erwartern. Aber das Dorf braucht auf den Poesien nicht zu warten. Seitdem die Bauern von Frodebed ihren Sommer gefunden haben, bedürfen wir keines anderen mehr. Denn es wird so leicht keiner wieder gefunden werden, der die Sierarchie des Dorfes von der Gäuslerin bis zum Schultheßern in ihrer genußlosen Selbstverständlichkeit, voller Mist und voller Poesie, so trefflich wird schildern können, wie der alte Maabe es getan.

Obwohl steht die Henne auf dem Hof in der Mitte zwischen den Reumanteln und dem Statistisches Reichsamt. Aber der Hof selber liegt in der Mitte zwischen Schenke und Kirche. Eine Straße führt an ihm vorbei von irgenbwoher in das Strgenbwohin. Die Stroche und die Autonomie ziehen sie entlang. Ein Strmchen Staub aus Strom bleibt liegen. Ein Strmchen Staub wandert mit nach Ropenhagen. Auf der Straße zieht die Zeit entlang, das alte Bettelweib, dem wir unser Leben lang geben und das uns alle überlebt. Das Dorf liegt an der Zeit, die vorüberzieht.

Die Kirche bewahrt das Stimmliche. Die Schenke bewahrt das Trostliche. In der Schenke wird beim Karod geflucht, und die Krüge klappern dazu. In der Kirche wird beim Klang der Orgel gebetet. Der Mensch ist weder

ein Engel noch ein Teufel. Der Teufel müßte in der Kirche fluchen und die Engel müßten vielleicht beim Karod beten. Aber der Mensch, wenn er auch nicht so gut wie ein Engel ist, so ist er doch nicht so schlimm wie ein Teufel. Er ist eine Mischung von einem durch Kultur verdorbenen Engel und einem durch Zivilisation gegähmten Teufel, der sein Haupt zum Himmel hebt, aber mit den Füßen im Misthaufen des Dorfes steht.

Actio und Metaphysik

Wir alle sind uns bewußt, daß wir zu lange schon im Sündenpfehl des Rationalismus uns gewälzt haben. Wir waren Vorleserstücke des Mittelalters geworden und fragten Argumente aus dem Frotz der Bildung zum Frühstück. Aber es hat keinen Zweck mehr, Argumente vor die Zeitgenossen zu werfen. Sie mögen sie nicht mehr. Allenfalls sollte die neue Blüthenlume der Metaphysik. Es ist an dem, von der Tiefe der Zeit einen kleinen Strauß zusammenzupflücken.

Das verschleierte Bild zu Sais hat seine Schatten für uns verloren. Einen Schleier nach dem anderen haben wir mit vernünftiger Hand entfernt, und als der letzte Schleier gefallen war, zeigte sich, daß das Ganze ein großer Schwimmbel gewesen war. Sinter dem letzten Schleier sah nicht die nackte Wahrheit, sondern die nackte Spielte. Der letzte Schleier war nur ein Bilanzschleier gewesen.

Auch Mythia sähe sich nachschneitlich heute genötigt, ihr Drafel zuzumachen. Gemessen an den belpfischen